

Die Sinnhaftigkeit der Sinnggebung

Dr. Hans-Jürgen Wilhelm

Veröffentlicht in: **Altenpflege Forum; Vincentz Verlag; 09/1999**

Ein allzu schneller sozialer Wandel birgt Gefahren. »Innenorientierte Lebensauffassungen, die das Subjekt selbst ins Zentrum des Denkens und Handelns stellen, haben außenorientierte Lebensauffassungen verdrängt« (Schulze 1996, 35). Das einzelne Individuum wird von den äußeren Zwängen immer mehr befreit und gewinnt die Freiheit, sein eigenes Leben selbst in die Hand zu nehmen. Die uns umgebende Welt hat ihren eigenen, immer schon vorhandenen Sinn verloren. »Zum erstenmal in der Geschichte der Menschen tritt der Mensch auf eine Bühne, die leer geräumt ist: Es gibt keine religiösen oder sozialen Sinnvorgaben mehr, auf die man sich verlassen könnte. Der Weltanschauungskasten ist geplündert« (Gronemeyer 1994, 12). Je weniger Sinnvorgaben dem Einzelnen zur Verfügung stehen und »je schneller die religiösen und sozialen Bindungen zerfallen, desto nachdrücklicher muß das Individuum sich selbst befriedigen. Es muß sich selbst genügen, es muß sich selbst zur Sinnquelle werden« (Gronemeyer 1994, 101). Es ist, als wenn die Schwerkraft der Welt plötzlich wegfiere, jeder würde die Freiheit gewinnen, sich frei im Raum zu bewegen, jedoch verliert er hierdurch auch den festen Halt unter den Füßen.

»Auf einmal fällt es wie Schuppen von den Augen: Das, wovon sich das Individuum befreit hat, war das, was es zusammengehalten hat. Es waren nicht die Hüllen, die einengenden, die abgeworfen worden sind, sondern es waren womöglich die Segmente der Person, die mit der Familie, mit der Religion verfielen« (Gronemeyer 1994, 115). Doch auch die gewonnenen Freiheiten und Möglichkeiten können ihr Versprechen nicht halten, eine Steigerung wird immer schwieriger zu realisieren und mit ihrem Erreichen verliert sie bereits ihren Reiz.

Sinnvolle Welt ist somit keineswegs ein objektiver Begriff. »Der Sinn – und dieser Satz steht fest – ist stets der Unsinn, den man läßt« (Marquard 1986b, 33), schreibt Marquard in Anlehnung an Wilhelm Busch. »Der Zuspruch von Sinn ist ein Abgrenzungsverfahren, durch das abgegrenzt wird: das Verständliche vom ganz und gar Unverständlichen, das Vertraute vom ganz und gar Fremden, das Affine vom ganz und gar Nichtaffinen, das Mögliche vom ganz und gar Unmöglichen, die Welt gegenüber der Un-Welt. Dabei ist das Sinnvolle nicht stets auch das Wichtige« (Marquard 1986b, 36). Die Welt des Fremden erscheint für uns sinnlos, da wir den in ihr immanenten Sinn nicht erkennen, den sie für den Fremden zweifellos hat. So wird einem gläubigen Menschen des 13. Jahrhunderts der Tanz des Medizinmannes ebenso sinnlos erscheinen, wie heute anerkannte medizinische Verfahren (z.B. Bestrahlung, Akupunktur etc.).

Entscheidend ist hier die Feststellung, »daß wir quasi als Beobachter voraussetzten, daß wir zwischen sinnvoll und nicht sinnvoll unterscheiden können – aber können wir das – und ist die Unterscheidung von sinnvoll und nicht sinnvoll sinnvoll – und wiederum für wen« (Luhmann 1991).

Die Sinnfrage ist ebenfalls eine zentrale Fragen in der stationären Altenpflege. Auch wenn dies auf den ersten Blick etwas verwundert, so muß doch daran erinnert werden, daß sich niemand dieser – noch so philosophisch erscheinenden – Frage entziehen kann (vgl. auch Schulze 1996, 232). Für Besucher und Angehörige ist es eine der wichtigsten Fragen, wie der Bewohner den Tag verbringen kann. Aussagen wie: »*Eigentlich hat sie hier ja alles was sie braucht*« (TE 9) machen deutlich, daß scheinbar doch noch etwas fehlt. Ein Angehöriger sagt: »*Für ein bis zwei Wochen könnte ich mir das sehr gut vorstellen, aber dann bräuchte ich wieder was zu tun*« (TE 7). Und mit diesem ›Tun‹ ist keineswegs irgendeine Beschäftigung gemeint, sondern ein ganz bestimmtes ›Tun‹, *sinnvolle Arbeit*. Eine andere Angehörige äußert über eine Bewohnerin: »*Ich finde es traurig, daß sie gar nichts mehr bringt, die könnte doch noch etwas machen*.« Auf die einzelnen Tätigkeiten (Spaziergänge, Gespräche mit anderen Bewohnern auf der Terrasse etc.) verwiesen, antwortete die Angehörige. »*Nein, was richtiges arbeiten, daß ist doch nur Amusement. Aber das können Sie ja nicht bieten, sie sind ja nur ein Pflegeheim*« (TE 6). Es gibt für den Bewohner innerhalb einer Pflegeeinrichtung kaum Aufgaben und Ziele, denen er gerecht werden müßte, wie dies in anderen Einrichtungen (Kindergarten, Schule, Kinderheimen, Krankenhäusern etc.) der Fall ist. Für den Bereich der Aufgaben wird es, teilweise sogar schwierig, den Bewohner in eine *sinnvolle* Tätigkeit innerhalb des Tagesablaufes einzubeziehen, denn sowohl Bewohner wie Angehörige bestehen auf die Verpflichtungen der Heime. Das Waffelbacken oder das Bettenmachen z.B. sind hier sehr gute Beispiele. Gerade von der Seite der Angehörigen und Außenstehenden kommen häufig sich widersprechende Erwartungen an den Bewohner und die Einrichtung, daß der Bewohner etwas *Sinnvolles* tun soll, ohne einzelne Aufgaben des Hauses zu übernehmen.

Durch die Negierung des Lebenssinns in einer Einrichtung der stationären Altenhilfe wird der Bewohner zu einem Almosenempfänger. Er selbst wird zu einer sinnvollen Aufgabe für *noch im Leben stehende* degradiert. Aus diesem Grund ist der Bewohner von Anfang an in der ungünstigen Ausgangsposition. Er muß sich in die Rolle des zu Bemitleidenden fügen, um nicht als undankbar zu gelten. »Jetzt habe ich mir heute Nachmittag extra frei genommen, und jetzt hat sie keine Lust spazieren zu gehen« (TE 9). Solche und ähnliche Aussagen von Angehörigen und Mitarbeitern sind typisch für den Bereich der stationären Altenpflege.

Für den alten Menschen ist deshalb nicht die Langeweile das Entscheidende. Schwierig für ihn ist zu lernen, das Leben wieder als Selbstzweck zu akzeptieren. Es geht hier auch darum, das zu lernen, was die Arbeitsgesellschaft verlernt hat. Es geht darum, anstatt des »Je mehr desto besser« wieder das »genug« (vgl. Gorz 1989, 156 ff) zu erlernen. Dies wird auch in Situationen deutlich, in denen der Bewohner auf fremde Hilfe angewiesen ist. Der Bewohner empfindet sich als Belastung für andere, da er nicht mehr in der Lage ist, für sich selbst zu sorgen. Nur damit er leben kann, ist es notwendig, daß viele andere Menschen ihn anziehen, waschen, ihm das Essen anreichen, ihn spazieren fahren etc.. In solchen Situationen wird häufig von den Bewohnern der Wunsch zu sterben geäußert, da das Leben ja so keinen Sinn mehr hat.

Doch auch unter den Mitarbeitern gibt es unterschiedliche Auffassungen von *sinnvoller Arbeit*. Als sinnvolle Arbeit wird bei den Mitarbeitern – hier stellt die stationäre Altenpflege sicherlich keine Ausnahme dar – häufig nur die eigene gesehen. Für große Teile des Pflegepersonals sind die faßbaren Tätigkeiten (Waschen, Toilettengänge, Bettenmachen, Reinigen der einzelnen Möbel und Pflegeutensilien etc.) die einzige anerkannte Art zu arbeiten. Alle übrigen Tätigkeiten (Verwaltung, Akquisition, Spaziergänge, Gespräche mit Ärzten, Angehörigen oder Bewohnern etc.) werden nur bedingt akzeptiert. Umgekehrt muß bedacht werden, daß gerade Mitarbeiter des bereichsübergreifenden Dienstes (Gruppenübergreifender Dienst, Sozialdienst usw.) oft vernachlässigen, daß sie die bessere Ausgangsposition für den Bewohner haben. Wenn dieser Mitarbeiter sich eine Stunde Zeit für den Bewohner nimmt, da dieser spazieren gehen möchte, so kann er sich dessen Dank sicher sein, obwohl genau dies seine Aufgabe und keine freiwillige Leistung ist. Die Arbeit des Pflegepersonals hingegen wird von den Bewohnern als dessen Pflicht gesehen. Kurz: Den bereichsübergreifenden Dienst muß man bitten, das Pflegepersonal kann man fordern. Äußerungen einer Mitarbeiterin des bereichsübergreifenden Dienstes dem Pflegepersonal gegenüber wie: »Wenn ich eine Woche nicht hier bin, bemerke ich sofort, daß es den Bewohnern schlechter geht« (TE 9) entspringen somit ebenfalls einer sehr einseitigen Sicht der Situation und helfen keineswegs, die Zusammenarbeit zu verbessern.

Auf beiden Seiten besteht die Angst, daß die eigene Arbeit von anderen nicht voll akzeptiert wird. Doch durch die ständigen Bemühungen, die eigene Arbeit verteidigen zu wollen, wird eine wirklich fruchtbare Zusammenarbeit meist ver- oder zumindest behindert. Solange die einzelnen Bereiche (einzelne Wohnbereiche und die verschiedenen Berufsgruppen) sich als Konkurrenz empfinden und bei Diskussionen sofort in die Verteidigungsrolle bzw. Angriffsrolle schlüpfen, ist es unmöglich, die Arbeit und somit auch die Probleme der anderen Gruppe zu verstehen. Es muß erkannt werden, daß jede Arbeit innerhalb der Einrichtung ihren Sinn hat, denn dies ist für eine Zusammenarbeit unabdingbar. Dies gilt selbstverständlich nicht nur für den Bereich der Mitarbeiter, sondern für alle Beteiligten (Angehörige, Ehrenamtliche und nicht zuletzt für die Bewohner).

Abschließend sollte noch die Frage erlaubt sein, wie realistisch die derzeitige *künstliche Verjüngung* des Alters ist oder anders formuliert: Inwieweit handelt es sich bei einer solchen *Positivierung* des Alters lediglich um eine Negation dessen – ein weiterer Millimeter auf der Flucht vor dem Alter, »der letztlich nicht zu gewinnende Kampf um Fitneß und Mobilität« (Gronemeyer 1990, 37). Wenn das Alter nur so lange zu ertragen ist, wie man ihm aus dem Weg gehen kann, *fliegen* all jene, die für diese Flucht irgendwann dann doch zu alt werden, *aus dem Spiel*. Es ist wie ein Drahtseilakt ohne Netz, derjenige, der sich nicht mehr halten kann, fällt ins Leere.

Für Rosenmayr ist das Konzentrieren auf das Wesentliche und hiermit verbunden das Scheiden vom Unwesentlichen die große Aufgabe des Alters (vgl. Rosenmayr 1996). Doch hierzu muß das Wesentliche erst gefunden werden.

Jeder einzelne Mensch hat seine Vorlieben und setzt somit andere Prioritäten. Und ebenso verhält es sich auch mit jedem Lebensabschnitt. Jeder für sich hat seine *Schatten-* und seine *Sonnenseiten*. Fragen sie einige Schüler, diese werden ihnen die Schattenseiten der Jugend zweifellos nennen können. Doch genau diese sind meist die Sonnenseiten des Alters. Der alte Mensch hat Zeit, Zeit für sich selbst, die ihm während der übrigen Phasen fehlte. Leider wird diese Zeit allerdings nur selten als Gewinn, sondern eher als Belastung empfunden. Die Chinesen schreiben das Wort Krise mit zwei Schriftzeichen, das eine Zeichen bedeutet Gefahr, das andere

günstige Gelegenheit. Die im Alter neu gewonnene Zeit ist eine Chance, die vielen Generationen vor uns nicht geboten wurde.

Die Sinnhaftigkeit der Sinnggebung.doc
info@begegnungszentrum.de

3 von 4 © Dr. Hans-Jürgen Wilhelm

www.begegnungszentrum.de

Abkürzungen

TE:eigene teilnehmende Beobachtung

TZ:Teilnehmende Beobachtung eines Zivildienstleistenden

FM:Fragebogen für Mitarbeiter

PF:Mitschrift Fortbildung

Literaturverzeichnis

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft, Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.

Fengler, Ch. u. T. (1994): Alltag in der Anstalt. Bonn.

Gorz, A. (1989): Kritik der ökonomischen Vernunft. Berlin.

Gronemeyer, R. (1990): Die Entfernung vom Wolfsrudel. Düsseldorf.

Gronemeyer, R. (1991): Vom weißen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang. In: R. Gronemeyer (Hrsg.) Der faule Neger. Reinbeck. S. 15 - 80.

Gronemeyer, R. (1993): Das Blut deines Bruders - Die Zukunft der Gewalt. Düsseldorf.

Gronemeyer, R. (1994): Ohne Seele, ohne Liebe, ohne Hass. Düsseldorf.

Gronemeyer, R. (1995): Wozu noch Kirche? Berlin.

Lehr, U. (1987): Psychologie des Alterns. Heidelberg - Wiesbaden.

Luhmann, N. (1991): Vorlesung: Einführung in die Systemtheorie, Sinn WS 91/92. Audiomitschnitt; Autobahnuniversität. Carl Auer Verlag Heidelberg.

Marquard, O. (1986b): Zur Diätetik der Sinnerwartung. In: Marquard, O.: Apologie des Zufälligen. Stuttgart. S. 33 - 53.

Rosenmayr, L (1996): Fernsehsendung „Abenteuer des Abschieds“ des bayrischen Rundfunks.

Schulze, G. (1996): Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M..

Wilhelm, H.-J. (1998): Gefangene ihrer Wahrheit. Oberhausen.

